

Die Flucht des Fynn.

Die Flucht des Fynn.

Die Abenteuer des Kehla Igitwa in den Jahren der Gnade 1828 — 31.

Viertes Kapitel.

Ich wartete in meinem Verstecke bis es dunkel geworden war. Dann suchte ich mein Pferd auf und jagte wie unsinnig nach Tekuan zurück. Mir grauste es vor einem ähnlichen Schicksal und ich atmete erst wieder auf, als ich mit meinem Pferd die Wasser des Umgeni erreichte. Ich erstattete dem Inkos Fynn Bericht, daß für den Augenblick keine Anzeichen eines beabsichtigten Kriegszuges im Königskraal zu bemerken seien und schilderte dann ausführlich die Umstände des Todes des anderen Kundschafters.

Fynn strich seinen Bart, sagte, ich hätte meine Sache gut gemacht und machte mir zum Geschenk eine Portion Mais und etwas Kleiderstoff.

Als ich zwei Tage später an einem Kraale vorüberging, rief mir eine Stimme aus dem Innern einer Hütte zu: „Kehla Igitwa! Du hast dich wohl gefürchtet, als du in Umgungundhlovu warst? Komm herein zu mir, wenn du lernen willst, wie man ohne Gefahr spionieren kann!“

Die Stimme kam von einem alten Isanusi (Wahrsager), der vor etwa einem Jahre aus dem Zululande geflohen war. Ich weiß nicht wie er von meiner Expedition Kunde erhalten hatte, da ich mit niemanden darüber gesprochen hatte außer mit Nundi und Mehla. In leicht begreiflicher Neugierde bückte ich mich und kroch in die Hütte hinein.

Dem Eingang gegenüber hockte ein kleiner, alter, verwitterter Mann. Im ersten Augenblicke, als ich aus dem blendenden Sonnenlicht trat, konnte ich nichts wahrnehmen als seine glänzenden Augen, die im Dunkeln wie die einer Tiegerkäze funkelten. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß der Mann in einer Decke gehüllt war und vor sich verschiedene Zaubermittel liegen hatte.

„Sakubona kehla! Hat der Zauber des Weisen dein Herz nicht unerschrocken erhalten, als du den Tod des Komaniso mit ansahest?“

Ich fühlte unruhig den kleinen Beutel an, den ich bei mir trug und der Medizinkräuter barg; in diesem hatte ich kleines Kreuzchen, das mir vor einigen Jahren ein weißer Inkos gab vor seinem Tode. Aber niemand außer mir wußte von diesem Kreuzchen.

„Du wunderst dich, Kehla, daß ich von deinem Zaubermittel weiß und daß ich Kenntnis habe vom Tode des Kundschafters? Ist es nicht so? Aber ich weiß alles. Wohlan, wenn du ein mutiges Herz hast, dann komme diese Nacht in meine Hütte, nachdem der Mond aufgegangen und du sollst viele merkwürdige Dinge sehen.“

„Ich bin kein Freund von Zaubereien,“ antwortete ich.

„Du fürchtest dich,“ erwiederte der Isanusi.

„Nimm den Zauber von deinem Halse und wirf ihn in die Meeresbucht. Ein Feigling hat kein Recht ihn zu tragen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete ich heftig, „ich fürchte nichts Lebendes, aber ich mag nichts mit Zaubereien zu tun haben.“

„So, du fürchtest nichts?“ höhnte der andere. „Nichts, nur die Lebenden und die Toten. Soll ich dich, Kehla igwala (Feigling) nennen?“

Da sprang ich wütend auf.

„Du bist ein alter Mann, sonst wollte ich dir zeigen, was ich bin!“

„Kahle, kahle,“ antwortete der Zauberer lächelnd. „Beweise es mir, daß du Mut hast und komme diese Nacht zu mir und bring ein starkes Herz mit!“

„Ich werde kommen,“ rief ich und verließ die Hütte.

Die Sache wollte mir gar nicht gefallen. Ich hatte schon viel von dem Janusi Guba gehört und man erzählte sich schreckliche Dinge von seinen Zauberkräften. Regen zu machen war für ihn nicht schwerer als Wasser aus einem Kürbis zu gießen. Er konnte den Blitz leiten, hieß es, wohin er wollte; ja, man munkelte sogar davon, daß er Tote zum Leben erwecken könne. Am Ende möchte er mich in einen Affen oder in eine Käze verwandeln; wer konnte es wissen? Indessen, ich hatte mein Wort gegeben und so wanderte ich denn zur Hütte des Zauberers, als der Mond in seinem vollsten Glanze am Himmel stand. Guba befand sich vor dem Eingang seiner Hütte und grüßte mich, als ich auf ihn zuschritt.

„Willkommen Kehla! Ich sehe, du hast keine Angst. Nun schau einmal in das Gesicht des Mondes und sage mir, was du da siehst.“



Studierende der Philosophie in unserem Scholastikat St. Joseph.

Ich sah angestrengten Blickes zum Monde hinauf. Er schwamm hell und strahlend am hohen Firmamente. Glänzendes Licht ging von ihm aus, alles unter ihm wurde zu Silber und Ebenholz, je nachdem Licht oder Schatten auf die Gegenstände fiel. Aber ich sah nichts Auffallendes oder Ungewöhnliches in ihm. Es war derselbe Mond, den ich all die Jahre meines Lebens gesehen hatte. Ich schaute und schaute, bis die Augen mir wehe taten, konnte aber nur die dunklen Stellen bemerken, die wir das Mondgesicht nennen, und die ich tausendmal schon gesehen hatte. Ich senkte meine Augen zum Boden. Der Janusi beobachtete mich scharf.

„Du bemerkst nichts? Schau nochmal hinauf!“

Ich starrte hinauf, bis mir der Kopf wirbelte, und als ich den Blick wieder senkte, sagte der Zauberer: „Gut, nun komm in die Hütte!“ Er bückte sich und kroch hinein. Ich folgte ihm etwas langsamer nach. Die Hütte war finster, nur ein kleines Kohlenfeuer glühte in der Mitte. Ich setzte mich an einer Seite des Feuers nieder und sah allsogleich die glänzenden Augen des Mannes mich durch die rote Glut des Feuers hindurch anstarren.

„Denke, denke Igitwa,“ sagte Guba, „denke an einen Mann, der schon lange tot ist. Denke, denke, denke!“

Das lange Hinstarren auf den Mond hatte mich etwas betäubt gemacht und so dachte ich, ohne nach dem Grunde des Befehls zu fragen, den der Zauberer mir gegeben hatte, an meinen alten Inkos.

„Nein, Igitwa, nein,“ sang Guba weiter, „denke nicht an einen umlungu, denke an einen Schwarzen, denke, denke, denke!“ *)

Ich dachte nun an einen Inkos, einen umuntu, den Isikowa, und stellte ihn mir vor, wie er gegen Tschakas Horden focht. Gubas Augen glühten wie Kohlen. Er warf etwas ins Feuer. Eine dichte Rauchwolke stieg auf; alles in der Hütte schien sich rings um mich in Nebel aufzulösen; dann sah ich mich draußen im klaren Mondlicht unter einem Haufen gebleichter Gebeine; in einem einsamen Tale mitten im Ingeli-Wald.

Der Nachtwind seufzte durch die Felsen des Engpasses, eine Eule wehklagte in schwermütigen Tönen; Schakale helferten im Gehölze. Aber ich, wer war ich? War ich Igitwa oder Isikowa?

Es kam mir vor, ich sei ein bleiches Totengerippe unter einem Haufen von Totengerippen stehend. Ein dünner, durchsichtiger Leib wie von Rauch geformt, umfloss meine Gebeine. Unsicher schwankte mein Körper hin und her. Doch, wer war ich? Plötzlich fiel das Skelett mit Geklapper in sich zusammen. Der Ingeli war verschwunden, ich war wieder in der Hütte des Zauberers, aber ich hatte noch die äußere Erscheinung des Isikowa, obgleich dunstig wie eine Wolke und sah auf Igitwa hin, der auf dem Boden hockte, anscheinend schlafend. Wiederum stieg mir der Zweifel auf: bin ich Igitwa oder Isikowa?

Wenn ich meinte, ich sei Igitwa, so sah ich vor mir die Erscheinung des Isikowa, und wenn ich glaubte, ich sei Isikowa, so drängte sich meiner Wahrnehmung die Gestalt des Igitwa auf, wie er unbeweglich in der Hütte saß. Nun begann Guba:

„Geist des Isikowa, verfüge dich zum Kraale Dingaans. Höre, was Dingaan spricht und kehre hieher zurück.“

Nun schien es mir, als segelte ich durch die Nachtluft. Mond und Sterne eilten an mir vorüber und ich stand in Dingaaans Hütte. Der König schlief. Wie ein Nachtfalter schien ich durch die Nacht zurückzueilen und war wieder in des Zauberers Hütte.

„Was hat Dingaan gesagt,“ fragte Guba. Ich war wieder einen Augenblick Igitwa und antwortete mit dumpfer Stimme: „Dingaan schlafst.“

„Geist des Isikowa, gehe zu all den Kraals der Amazulu und berichte, was dort vorgeht.“

Der Geist — war es mein Geist oder der Geist des Isikowa? — begab sich von Kraal zu Kraal. In einigen Kraals herrschte tiefe Ruhe; in anderen aber sprachen die Bewohner davon, daß die abelungu „aufgefressen“ würden und daß Dingaan bald ein impi (Heer) absenden würde.

Jedesmal antwortete die Stimme des Igitwa in dumpfen, gurgelnden Tönen und erzählte, was der Geist gesehen hatte.

Ich begab mich dahin. Aber bald fand ich mich durch unbestimmbares Gefühl nach dem Ingeli hingezogen. Plötzlich stand ich wieder im Tale der

*) Die folgenden Szenen scheinen daran zu deuten, daß die Zauberer schon längst mit Mesmerismus bekannt waren, bevor er in Europa auftauchte.

Schlacht unter den Gebeinen der Toten. Ich hatte hier das Gefühl, als ob zwei Seelen in mir miteinander kämpften.

Einmal war ich der Geist des Isikowa, der sich bemühte, den Geist des Igitwa in dies einsame Tal zu bannen und des Igitwas Leib anzunehmen.



Beim Baumfällen im Parke von Mariannhill.

Dann war ich wieder Igitwa und versuchte meinen eigenen Leib wieder zurückzubekommen. Einen Augenblick war ich der Geist des einen, im andern Augenblick der Geist des Isikowa, dann zerrte der andere Geist gegen meinen Willen mich an den Ort dieser Gebeine zurück.

Auf einmal schien etwas in mir zu brechen — und dann war alles Finsternis um mich. —

Ich fand mich aufrecht sitzend in der Hütte des Isanusi. Der Tag brach an, die Luft war kalt, es war kurz vor Sonnenaufgang. Mit einer Art dankbaren Erschauerns wurde es mir bewußt, daß ich wirklich Igitwa sei. Das Gespenst der Nacht, dessen Erinnerung mich erbeben ließ, hatte also meinen Leib nicht gestohlen.

Guba lag ausgestreckt auf dem Boden. Sein Gesicht war aschgrau und zeigte die langen Linien, die von gänzlicher Erschöpfung zeugten.

Als ich ihn beobachtete und ansah, fing er an sich zu bewegen und bald setzte er sich aufrecht: „Igitwa,“ sagte er, „dieser dein Freund da muß ein starker, böser Mann gewesen sein. Ha, wie verzweifelt hat er sich gewehrt um nicht mehr dahin gehen zu müssen, woher ich ihn gerufen habe. Hast hätte ich dich und mich dabei verloren. Ich will so etwas nicht mehr versuchen.“

„Mit mir jedenfalls wirst du keine Versuche mehr anstellen,“ rief ich aus und machte mich davon, so schnell ich konnte. Ich rannte eilends meiner Behausung zu.

Fünftes Kapitel.

Etwa zwei Stunden später hörte ich einen unheimlichen, geisterhaften, wehklagenden Laut. Ich stürzte eilends aus der Hütte um zu sehen, was es gäbe. Ein pustendes Geräusch, dann ein geller Auffschrei, ein Schnauben und dann wieder ein Pusten. Ich richtete meine Blicke nach der Richtung, aus der dieser Lärm drang und sah den Hottentott des Inkos Flynn, den Klas, dastehen, umgürtet mit einer Umutscha von Tigerschweifen, die Beine weit auseinander gespreizt. Er blies die Backen auf wie Kürbisse und entlockte die erwähnten Mißtöne einer alten, vielfach zerblätterten Trompete.

Er hielt einen Augenblick inne, reckte seine vier Fuß lange Hottentotten-gestalt so gerade als möglich und begann:

„Höret ihr amakafula und merket auf! Der große, dicke, unmanierliche Inkos Flynn will eine Rede halten.“

Kaum hatte er geendet, als der Inkos selbst des Weges kam und dem Klas eine solche Ohrfeige für seine Frechheit gab, daß er hinpurzelte und alle viere von sich streckte.

„Männer des Bantuvolkes,“ sagte Flynn, „ich habe vernommen, daß Dingaan zwei Streithäfen junger Männer ausschicken wird, um mich und Inkos Tane zu seinem Kraal zu bringen und mein Volk aufzufressen.“

Ich bemerkte in diesem Augenblicke, daß der alte Isanusi Guba gemütlich aus dem Hause Flynns herauskam; sicher hatte er dem Inkos von den Dingen der letzten Nacht erzählt.

„Männer der abantu,“ fuhr der Inkos fort, „wenn wir davonlaufen, werden die Zulus uns einholen und töten. Ich sende deshalb dem Inkos, der am Point seinen Sitz hat, eine Botschaft, ebenso dem Chiefs King und Isaako auf dem Bluff. Wir werden kämpfen bei Inkos Tane's Kraal. Alle Wagen, Weiber, Hab und Gut sollen sofort nach dem Lande südlich des Umzimkulu gebracht werden. Wir folgen dorthin nach, wenn die junge Mannschaft geschlagen ist und bevor Dingaan selber kommt.“

Nun geriet alles in Tekuan in große Aufregung. Die Weiber schleppten Kisten und Kästen herbei und hängten Töpfe und Kesseln rings um die Wagen. Dann wurden die Zugtiere angespannt und die Kinder suchten sich ein Plätzchen in den Wagen. Mehla und ihre Kinder fanden Platz in einem Wagen des Inkos Isaako.

Die Peitsche des Fuhrmannes sauste, der Ochsenführer gröhnte und brüllte, die Ochsen, „Bastard-Zulurasse,“ und große „Vaterländer“, zogen an, und dann schwankten die Wagen nach der sandigen Straße und passierten die „Drift“ des Umbilo, in deren Nähe der Kraal von Tekuan stand, und fort ging es.

Dann maschierte die waffenfähige Mannschaft, wohl gegen vierhundert Mann, ab, unter ihnen wohl vierzig mit Gewehren. Sie zogen der Buchi entlang, an den Mangrovenbäumen vorbei und kamen über den Platz, wo die Flusspferde sich zu taumeln pflegten. Dabei wurden einige dieser Tiere aus ihrer Ruhe aufgescheucht und pusteten voll Wut und Hass davon. Inkos Flynn, hoch zu Ross, umgeben von berittener Leibwache, sämtliche mit Gewehren ausgerüstet, führte die Streitmacht an.



Ein gefällter Eukalyptusbaum.

Bald eilten eine Anzahl von Wagen, von Pferden gezogen, an uns vorbei. Der Inkos Cane hatte offenbar von Inkos Flynn Nachricht erhalten und die beiden amakosi hatten einen gemeinsamen Plan verabredet, dem zufolge Cane alles hinwegschickte. Seine Wagen zogen aber weit jenseits des Umzimkulu, gerade ins Land der weißen Männer, die an andern Ufern des Umzimvubu wohnten.

Cane's Kraal lag in einer dichten Waldung. Der Kraal selbst befand sich etwa 200 Meter vom Wasser entfernt. Als ich zur Zeit der großen Königin wieder nach Tekuan kam, sah ich ein großes Haus auf der Stelle, wo einst Inkos Farewells Haus gewesen und an dem Haus war eine Uhr.

Rings um den genannten Kraal war eine große Umfriedung von Holzpfosten, zwei Manneslängen hoch und oben zugespitzt. Es waren Löcher in den Pallisaden für Gewehre und der ganze Platz sah sehr stark aus.

Inkos Lynn ritt durch das offene Tor; wir folgten. Inkos Cane trat herbei; er gab eben die Befehle zur Absendung des letzten Wagens.

Die beiden Männer begrüßten sich mit Händeschütteln und hatten dann eine Unterredung. Wir schauten uns um und rühmten bei dieser Gelegenheit unsren Inkos als den größten aller amakosi, die je gelebt. Die andern gaben das zu, behaupteten aber, daß ihr Inkos der Inkos des unsrigen sei. Darüber kam es nun zwischen uns zu einem scharfen Wortwechsel.

So neigte sich der Tag dem Ende zu. Die andern abelungu und ihr Gefolge kamen einer nach dem andern zum Kraal und als die Nacht anbrach, hatte sich eine große impi gegen 3000 Mann stark, zusammengefunden. Wir lagerten unter freiem Himmel und stellten während der ganzen Nacht Wachtposten auf.

Der folgende Tag verging ruhig, aber ungefähr eine Stunde vor Sonnenaufgang des dritten Tages wurde das ganze Heer alarmiert.

An jeder Schießscharte stand ein Mann mit einem Gewehr. Die Leute, welche nur mit Assegais und Knotenstöcken bewaffnet waren, bildeten eine vierfache Linie. Ich wurde mit vier andern zum Spähen ausgeschickt. Wir hatten kaum hundert Meter zurückgelegt, als wir einen Streithaufen der Zulus beobachteten, der sich durch das Gehölz näherte. Wir rannten wie Hasen zurück, fanden aber die großen Eingänge zum Kraal versperrt. So liefen wir an denselben vorbei und drangen in den Wald ein, der dahinter lag. Auf einmal krachten die Feuergewehre. Hei, hei, wie sie brüllten! Große Rauchwolken flogen auf. Die erste Linie der Zulu sank wie Gras vor der Sichel; aber unentwegt stürmte der Feind wieder und wieder. Donnernd sandten die totbringenden Schlünde ihre flammenden Blicke und spien durch dicken, grauen Rauch ihre Geschosse.

Die Zulu stoben zurück in die in ihrem Rücken liegenden Büsche, wohin das rasselnde Gewehrfeuer ihnen Grüße nachsandte. Wir eilten an den Kraal eingang und hämmerten darauf los, bis es sich uns öffnete.

Im selben Augenblicke aber stürmten die Zulu von neuem. Sie fassten Posto am Tore, versuchten es ganz zu öffnen, während wir von innen verzweifelte Anstrengungen machten, es zu schließen.

Die Gewalt der Zulu und ihre Tapferkeit schien endlich mit Erfolg begleitet. Zoll für Zoll wurde das Tor nach innen gedrückt. Einzelne versuchten durch die Öffnung einzudringen, wurden aber sofort von Speeren durchrannt. Plötzlich machte der Feind einen letzten, verzweifelten Stoß, das Tor flog zurück, uns zu Boden schmetternd. Die Zulus waren im Fort. Alles schien verloren.

(Fortsetzung folgt.)

